

(Nachdruck verboten.)

## 6] Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.  
Von Robert Schweißel.

„Da machen's die Deutschherren ja noch gnädig,“ rief ihr Vetter. „Als ich auf meiner Wanderschaft zu Frankfurt am Main mich verhielt, da beschickte ein Herr von Eppstein den Rath um den Scharfrichter. Ein Bäuerlein sollt' er ihm köpfen, das in seinem Bach was weniges gekrebst hatte. Der Rath schlug ab, aber die Ehrbaren einer anderen Stadt waren so freundlich, und das Gelüsten seiner schwangeren Frau kostete dem Bäuerlein den Kopf!“

Räthe schrie entsetzt auf, und aus den Kehlen der anderen drang ein gurgelnder Laut. Der lange Lienhart aus Schwarzenbronn aber schlug mit der Faust auf den Tisch, so daß es dröhnte, die Becher tanzten und die Leute an den nächsten Tischen sich nach ihm umwendeten. „Gelt,“ rief er mit einem grimmiigen Lachen, „es geht doch nirgends so lustig zu, als wie in dieser Welt. Loset!“ Und er wiederholte mit seiner mächtigen Stimme die soeben vernommene Geschichte. Es war allmählig ganz still in der Stube geworden. Jetzt erhob sich ein unbeschreibliches Getöse. Gabriel Langenberger schoß auf Lienhart zu und schalt ihn, daß er den Leuten den Wein verderbe. „Soll's auch,“ schnob Lienhart ihn an.

„Ich muß fort!“ sagte Hans mit einer Stimme, welche seine Aufregung nicht frei herausließ, und stand auf. „Ich bin zwar kein Bauer, aber mein Blut ist Bauernblut wie das Eure, und Eure Sach' ist auch die meinige; zählet auf mich!“ Er reichete den Männern die Hand.

Der lange Lienhart hielt ihn zurück. „Erst thu Bescheid!“ rief er und füllte die Becher. Sie stießen alle miteinander an, auch Räthe, deren Augen den jungen Gesellen zu bleiben baten. Sie schmolkte, als er dessen nicht achtete, und ihr Vetter sah sie verstohlen an und preßte die Lippen zusammen.

„Ein sauber jung Blut!“ äußerte Jörg Buchwalder. „Aber es steht in seinen Augen, daß was schwer auf ihm liegt.“ Er blickte fragend auf Kaspar.

Dieser nickte. „Das kommt davon, wenn der Bauer Hunger hat. Da ging sein Vater nachts von Bödingen, wo er daheim ist, ins Württembergische und schoß einen Hirschen. Sie griffen ihn, und der Waldvogt ließ ihn in eine Hirschhaut nähen und die Rüden auf ihn hegen. Der Waldvogt und viele adlige Herren und ihre Weißbilder schauten zu, wie er im Zwinger zerrissen wurde. War das ein Gaudi! Dem Hans seine Mutter kam darob zwei Monate zu früh mit ihm in die Wochen und es kostete ihr das Leben.“

Seine Zuhörer blickten starr vor Entsetzen. Räthe schlug graufend die Hände vor das Gesicht.

„Das Messer sitzt uns allen an der Kehle,“ sagte Simon Neuffer mit wogender Brust. „Lassen wir uns abschlachten wie die Hämmer?“

„So frag' auch ich,“ stimmte Leonhard Mehler bei und machte den anderen ein Zeichen, daß sie näher rückten. Leise fuhr er fort: „Es ist mir Botschaft kommen von meinem Vetter Jörg. Ihr wißt, der das Wirthshaus hat zu Ballenberg ob Krautheim. Der Bote liegt noch in meinem Haus und wartet auf Antwort. Auf dem ganzen Odenwald ist eine große Unruhe unter den armen Leuten, wie uns die Herren nennen. Auch anderwärts regt sich's und summt als wie unter den Bienen, ehe daß sie schwärmen. Es ist halt, als ob sich der Bundeßchuh regen wollte.“

„Mord und Tod! Heben wir also den Tanz an,“ rief der lange Lienhart, indem er seinen Daß so viel wie möglich dämpfte.

„Wehr und Waffen hätten wir ja,“ fügte der Dorfmeister hinzu.

„Die haben wir Deutschherrißen nicht,“ zischelte Fritz Büttner aus Mergentheim. „Aber Dreschsegl und Seisen thun's auch.“

„Das wär' gefehlt,“ warnte Buchwalder. „Wir allein zwingen's nicht.“

„Aber Ihr höret doch, wie's aller Orten ausschaut?“ rief Leonhard Mehler ungeduldig, und Fritz Büttner sagte, indem er die geballte Faust auf den Tisch drückte: „Ich getraut mir halt, mit den Freunden daheim ein Spiel anzufahn,

daß die Gesichter der Ritter darob weiß werden sollen, wie ihre Mäntel.“

„Und ich steh' für Ohrenbach,“ sagte Simon Neuffer. „Ziehe also ein jeder seine Freunde herzu.“

Sie verabredeten, wann sie sich mit ihren Freunden im Bären zusammenfinden wollten.

„Und Du?“ fragte Räthe ihren Vetter, der schweigend dabei saß.

„Wann der Tanz anhebt, ich tanz mit Dir,“ scherzte er. Sie machte mit ihrer rechten Schulter eine Bewegung, als ob sie ihn von sich wegschieben wollte.

„Schlagt's Patent um,“ rief der lange Lienhart und stampfte mit seinem leeren Krug auf den Tisch, als ob er die Werbetrommel rührte. „Noch eine Maas, Wirthshaus,“ dröhnte er mit seiner tiefen Stimme den herzuschickenden Gabriel Langenberger an.

## Drittes Kapitel.

Erasmus von Muslor, der erste Bürgermeister, bot den Gästen, die sich in seinem Hause auf der Herrngasse zum Dreikönigsmahl eingestellt hatten, den Willkomm in der duftenden Rose von Nildesheim. Der Wandtisch lag in dem ersten Stockwerke; die Wände waren mit bunten Schildeereien aus der heiligen Schrift von Bartholomäus Zeitblom aus Ulm etwas steif bemalt. Seine Kunst hatte sich noch nicht frei aufgeschwungen. Die Zimmerdecke mußte dagegen Bewunderung erregen, so schön war sie gefärbt und geschnitten. Der vielarmige Metallleuchter, der von ihr herabhing, deutete in seinem zierlichen Ranken- und Blattschmuck auf einen Nürnberger Meister, und auf dem Kreuzförmigen blinnte manch kunst- und werthvolles Geschirr von Krystall, Silber und Gold.

Die Einladung, an der Tafel Platz zu nehmen, war schon von der Jugend mit einiger Ungebuld erwartet worden; denn die älteren Herrschaften, insonderheit die Herren von den beiden Räten, hatten eines Gespräches kein Ende finden können, welches die Trauung in St. Jakob von politischen Gesichtspunkten aus erörterte. Die patrizische Jugend machte sich über das Brautpaar, das freilich nicht mehr in der Frühlingblüthe stand, sowie über die Hochzeitsgäste lustig. Das reife Alter stritt über die Maßregeln, die der Rath gegen Dr. Deutschlin ergreifen mußte. Denn dieser war seinerzeit vom Rathe auf den Predigtstuhl berufen worden, während derselbe über die Seelsorger vom Deutschen Orden und mithin über Melchior keine Nacht besaß.

Konrad Eberhard, der zweite Bürgermeister, sprach sich mit seiner schneidenden Stimme für entschiedene Maßregeln aus; es sei Zeit, daß der Rath rückhaltlos gegen den Doktor vorgehe, wenn göttliche und weltliche Ordnung nicht unheilbaren Schaden nehmen sollten. Erasmus von Muslor aber meinte mit einem Lächeln, daß man dem geistlichen Oberhaupte in Würzburg, dem auch die Deutschordenspriester unterstellt seien, nicht vorgreifen dürfte.

Herr Erasmus vereinigte in seiner Erscheinung die Würde eines freireichstädtischen Oberhauptes mit dem Schlich des Weltmannes, und wenn auf seiner hohen, etwas schmalen Stirn der Stolz wohnete, so auf seinen Lippen die Verbindlichkeit. Und würdevoll verbindlich war die kurze, wohlgelegte Rede, mit der er seine Gäste, nachdem sie an der Tafel Platz genommen hatte, begrüßte, worauf der silberne Pokal mit seinem Wappen von Mund zu Munde ohne Ausnahme die Runde machte.

Auf der Tafel prangten mancherlei in Silber getriebene Aufsätze und Schaugerichte, die von der Phantasie des Koches zeugten. Ein Hauptstück, jedoch nicht zur Schau, bildete ein riesiger Kuchen, der die Glücksbohne in sich barg. Wer sie nach Zertheilung des Kuchens in seinem Stüde fand, der wurde König oder Königin. Thomas Zweifel, der gelehrte Stadtschreiber und Chronist von Rothenburg, äußerte zu seinem Nachbar, dem Rathsherrn Georg von Vermeter, einem Manne dessen rechtshaffene Gesinnung von den Bürgern um so höher geschätzt wurde, als er nicht gerade sonderlich mit Glücksgütern gesegnet war, daß die Bohne in dem Kuchen wohl ein Symbolium der Sonne sei, die nach winterlicher Verborgenheit jetzt zum Frühling wieder hervorkomme.

Anstatt der Blumen schlangen die Gäste einen farbenreichen Kranz um die Mittagstafel. Die damaligen Menschen

Nebsten laugende Farben und von den schwarzen Trachten der Rathsherren hob sich die Jugend beider Geschlechter in Roth und Grün und Blau und Gelb ab. Jeder und jede suchte so viele Farben wie möglich auf sich zu vereinigen, und die Männer in ihren halbirtten, zerstückten und gepufften Kleidern überboten darin noch die Mädchen und Frauen. Und die Luft war von Wohlgerüchen erfüllt; denn beide Geschlechter parfümten sich verschwenderisch. Auch dankte manches weikende Antlitz der Kunst die Rosen und Lilien der Jugend.

So reich die Trachten, so üppig war das Mahl, zu dem Wald, Weide und Wasser ihr Gethier in den leckersten Zubereitungen geliefert hatten. Die Rathsdienere, welche in den Stadtfarben, halb roth und halb weiß, gekleidet waren, trugen einen Gang nach dem andern herum und hatten fleißig Acht, die Becher mit goldenem Leisten, Main- und Rheinwein zu füllen. Der Erinnerung, es sich schmecken zu lassen, bedurfte es nicht. Auch das zarte Geschlecht naschte nicht bloß von den Speisen, sondern griff, da man die Gabel noch nicht kannte, mit den weißen Fingern herzhaft in die Schüsseln. Ebenso wenig begnügten sich die Schönen, von dem flüßigen Golde zimperlich zu nippen. Auch ihre Wangen begannen sich höher zu röthen, feuriger strahlten die Augen, munterer regten sich die Zingeln, und es erhob sich ein Stimmgewirr mit Lachen durchflungen, so daß man von dem Gelärm auf dem nahen Marktplatz nichts vernahm, und es war doch laut genug.

Gabriele Neureuter war unter den Schönen unzweifelhaft die schönste. Sie schien sich ihrer Reize auch wohl bewußt, denn sie trug den Kopf gar stolz auf dem weißen Halbe, der, von einer dreifachen Perlenkette umschlungen, aus der Goldspitze des durchscheinenden Hemdes sich erhob. Ein goldenes Kränzlein von Ephenblättern und Rosen schmückte das jetzt offene schwarze Schloß, das seidensartig schimmernd bis zu den Hüften herabwallte. Den Kranz hatte Hans Lautner erworben und geschaffen, und wie Abaster in der Sonne, so leuchtete unter der Zier die Stirn der schönen Gabriele. Eine Gürtelschnur aus farbigen Edelsteinen umfunkelte ihre üppige, schlanke Gestalt, an der ein purpurothes Damastgewand mit weiten, offenen Aermeln herabrauschte. Es war vorn offen und darunter zeigte sich ein weißes Kleid von venetianischem Atlas, mit eng die vollgerundeten Arme umschließenden Aermeln. Ober- und Untergewand waren an den Säumen mit goldenen Blumen besetzt. Mit farbiger Seide ausgegärt war das rothe Sammettäschchen, das nebst einem Messer in einer von Edelsteinen blühenden Schärde und einem Wedel aus Pfauenspiegeln an dem Gürtel hing. Kostbare Ringe funkelten an ihren schlanken weißen Fingern. Kein Wunder, daß die Blicke der jungen Patrizier die prächtige Erscheinung mit glühenden Pfeilen beschossen. Die schöne Gabriele aber ließ dieselben achlos, ja selbst verächtlich an sich abgleiten.

Sie war eine Waise. Eine Pockenepidemie hatte ihre Eltern fortgerafft, während sie sich noch in dem Kloster der Dominikanerinnen befanden, wo gleichzeitig Sabine von Muslor ihre Erziehung erhielt. Das Kloster auf der Klingengasse stand in dem Hause, seinen weiblichen Zöglingen den feinsten Gesellschaftsschliff zu geben. Mit Ausnahme der Bettelorden erschlossen die Klöster ihre weltabgeschiedenen Räume schon längst nur noch denjenigen, welche reich genug waren, um das Gelübde der Armuth ablegen zu können. Die Dominikanerinnen von Rothenburg rekrutirten sich nur aus dem vermögenden Land- und Stadtadel. Sie genossen zudem das Vorrecht, den Schleier wieder ablegen und selbst heirathen zu dürfen, in welchen Fällen jedoch das sehr beträchtliche Einstandsgeld der entlobten Himmelsbräute dem Kloster verblieb. Auch waren die frommen Frauen in dem Empfang ihrer Verwandten keiner Beschränkung unterworfen, und die Junker und Patriziersöhne statteten den Schwestern, Basen und Nuhmen in weißer Kutte und schwarzem Schleier, um so fleißiger Besuch ab, als in dem Kloster der beste Laubwein ausgeschänkt wurde. Unter anderem gehörten ihm die Weinberge in der besten Lage unterhalb der Stadt. In der Bürgerschaft hieß es, daß bei dem Klosterwein Karten und Würfel ebenso wenig müßig gingen, wie auf der Herren-Trinkstube am Markt. Zeisolf von Rosenburg besaß unter den Dominikanerinnen eine Nuhme. Niemand der Einsamkeit seines Horstes zu Haltenbergstetten ob dem Borsbach, war er mit seinem Freunde Philipp, dessen Burghaus weiter nördlich zu Lundenbach stand, am Morgen bei den Dominikanerinnen auf der Klingengasse eingeritten.

(Fortsetzung folgt.)

Wenn es draußen im Walde grünt und sproßt, die Masse der Waldfänger mit dem Nestbau oder der Pflege ihres Geheids beschäftigt ist, und die leichtbeschwingten Vögel vom frühen Morgen bis zum späten Abend sich abmühen, den schier unstillbaren Appetit der lieben kleinen Nachkommen zu stillen, und in Folge dieser aufreibenden Thätigkeit fast das eigene Ich vergessen: dann tönt erst schüchtern, dann leiser und in mehrfacher Wiederholung der bekante lustige Ruf „Kuduck — Kuduck“ durch die neugeschnittenen grünen Hallen — und nicht lange dauert es, so hallt der gleiche Ruf als Antwort zurück. Später, wenn die Liebe auch in das kleine Kuducksheer eingezogen, dringt dieser Loder, zwanzig, dreißig, vierzig, fünfzig- und sechzigmal hintereinander ausgestoßen, sehnlich in den Fort hinaus und je häufiger dies geschieht, desto erregter wird der Ton, bis endlich die Stimme des liebebedürftigen Gesellen im vollen Sinne des Wortes überschnappt, in unartikulirte Laute ausklingt.

So tief das Liebessehnen das Männchen erfahrt, so leichtfertig nimmt das keine Eheschranken kennende Weibchen die verführerischen Lockungen hin, sich dem Schwärmer verliert zu — um gleich nachher einem anderen angefliegenen Galan die Gunst zuzuwenden oder auch diesen nach kurzen Ländeleien treulos zu verlassen. Der Nest wäre Schweigen, wenn nicht noch die bisher für schändlich gehaltene Thatsache erwähnt werden müßte, daß Madame für den zu gewärtigenden Familienzuwachs fremde Heimstätten aufzusuchen liebt. Zu diesem Geschäfte späht Frau Kuduck nach solchen Gebieten, in welchen eine größere Zahl Nester kleiner Vögel vorfindlich sind; denn nur die Kleinen sind es, denen die zweifelhafte Ehre zu Theil wird, den eingeschmuggelten, rasch heranwachsenden Unhold zu beherbergen. Nachdem aber jedes Nest nur mit einem Ei besetzt wird, und die Kuducks Mutter für die eigenthümliche Art der Vermehrung fremder Familien jedesmal nur eine Ziehvogelart in Aussicht nimmt, so müssen eben zahlreiche Nester der betreffenden Art vorhanden sein. Trotz des leichtsinnigen Gebahrens der Mutter verwendet dieselbe auf die diesbezüglich beglückten Nester immerhin eine gewisse Fürsorge, indem sie wiederholt zu den betreffenden Brutstätten zu dem Zwecke zurückkehrt, um sich von dem Gedeihen der zukünftigen Frühlingsherolde persönlich zu überzeugen. Interessant ist es, daß das eingeschmuggelte „Kuducksei“ zumeist den Eiern der eigentlichen Nesterigentümer ähnelt, und zwar sowohl in bezug auf Farbe, als auch hinsichtlich der Form und Größe. Der bald ausschließende Kuduck, der seine jungen Wüthenwohner in kurzer Frist einfach aus dem Neste hinauswirft, wächst in erstaunlicher Weise heran und bemüßigt die verblüfften Pflegeeltern zu fast unmöglich erscheinenden Verproviantirungsarbeiten. Mit rührendem Eifer und bewunderungswürdiger Ausdauer tragen diese dem gefräßigen Ungethüm Käferchen, Fliegen, Schnecken, Würmer und Raupen zu vom Morgen bis zum Abend — und trotz dieser Liebesfülle wird der ewig hungrige Geselle sein heiseres Schreien nach noch mehr Nahrung kaum je unterbrechen. Endlich, endlich ist der Wechselbalg so groß und kräftig geworden, daß er — zur Erlösung der erschöpften Pflegeeltern — das ihm zur wirklichen Heimstätte gewordene Nest zu verlassen vermag und bald schallt auch sein Ruf fröhlich durch den Wald.

Ein verdienstvoller Forscher, Dr. B. Altum, hat kürzlich in einem höchst interessanten Aufsätze nicht nur den wirtschaftlichen Werth, sondern auch die parasitische Fortpflanzung des den meisten noch immer räthselhaften Kuducks in das richtige Licht gestellt.

Bezüglich des wirtschaftlichen Werthes des in Rede stehenden Vogels bemerkt Dr. Altum, daß der sich fast nie von Vegetabilien nährende Kuduck unter der langen Reihe der nützlichen Vögel die erste Stelle einnimmt; daß er durch nichts den menschlichen, land- und forstwirtschaftlichen Interessen entgegentritt; daß er sich vielmehr als der wahre Verbündete der Forst- und Landwirthe erweist. Mit zahlreichen Beispielen erhärtet Dr. Altum, daß der äußerst gefräßige Sonderling Raupennahrung jeder anderen Nahrung vorzieht und in dem gierigen Verschlingen behaarter Raupen in unserer einheimischen Vogelwelt ohne Konkurrenz dasiebt, was um so wichtiger ist, als alle nur ein wenig behaarten Raupen von der Verfolgung seitens anderer Vögel so ziemlich verschont sind. Zur vollständigen Lösung dieser wichtigen, hauptsächlich für das Gedeihen der Waldbestände unentbehrlichen Aufgabe aber muß der Kuduck ein für allemal vom Bauen eines Nestes, Bebrüten der Eier und Füttern der Jungen entbunden sein; mit anderen Worten: in Folge seiner unaufhörlichen Thätigkeit in der Raupenvertilgung hat der Kuduck einfach keine Zeit, sich mit dem Brutgeschäft zu befassen und muß diese Familienvorsorge anderen, weniger beschäftigten Vogelarten überlassen. Hiermit wäre nicht nur das Räthsel der parasitischen Fortpflanzungsweise unseres Freundes erklärt, sondern es ist auch neuerdings erwiesen worden, daß die Natur, die nie spielt, auch in bezug auf das monströse Kuriosum der Fortpflanzung des Kuducks kein nichtsagendes Naturspiel geschaffen, sondern daß sie immer und überall nach bestimmten Zwecken handelt.

Betrachten wir nun die Leistungen des Kuducks auf dem Gebiete der Raupenvertilgung etwas näher; hierbei wird sich zugleich herausstellen, daß der Ruf des Kuducks nicht nur als Hochzeitsruf, sondern — und zwar das Liebessehnen lange überdauernd — auch als Ein-

\*) Aus dem „Pester Lloyd“.

ladung seiner Artgenossen zum Besuche einer reichbesetzten Tafel anzusehen ist.

Beim Auftreten des kleinen Wärens spinners, der Rönne, der Eichenprozeßionsspinner oder der Kiefernspinner zc. zc. ist die Vertilgungsarbeit des Rududs nützlicher, als die Leistung aller bestreifenden Vogelarten zusammengenommen, und sein rechtzeitiges Eingreifen wird, wenn das Unheil nicht zu weit vorgeschritten, den bedrohten Wald retten. Ganz eigenthümlich ist das Verhalten des Rududs bei dieser Arbeit: da ihm das Vermögen fehlt, von Ast zu Ast zu hüpfen, so sucht er die Raupenbeute fliegend auf. Sein scharfes Auge entdeckt dieselbe leicht, er fliegt hin, legt sich in möglichste Nähe derselben und ergreift sie dann hastig mit dem Schnabel. Es folgt aus dieser seiner Eigenthümlichkeit — wie Dr. Altum sagt —, daß er vorzugsweise auf Vertilgung der in enger Gemeinschaft sich befindenden Raupen, nach denen er sonst nicht umherzuspringen braucht, angewiesen ist, daß er seiner Natur nach solche, auch örtlich sehr beschränkte Raupengesellschaften sehr leicht auffindet und dann sehr energisch unter ihnen aufräumt. So hatte beispielsweise ein beobachteter junger Rudud die in ganz erheblicher Menge ein unscheinbares Hohlundergebüsch bewohnenden Raupen eines kleinen Wärens spinners entdeckt, und schon am dritten Tage waren alle Raupen, aber auch der Rudud verschwunden. Dieser kleine Fall zeigt genau das Verhalten unseres Vogels in den Baumkronen den forstschädlichen Raupen gegenüber. Im Frühling und auch sonst wenn Raupen massenhaft vorhanden sind, pflegt er dieses Verhalten noch durch sein auffälliges Rufen, wodurch er alle in seine Nähe gelangenden Artgenossen, Männchen und Weibchen heranzlockt, wesentlich zu verschärfen. Infolge seines Rufes nähern die Vögel sich von allen Seiten dem reichbesetzten Tische, und jeder Antönkung frist rasch und gierig, unbekümmert um seine Tafelgenossen, so viel er nur kann. Ist der Magen gefüllt, so tritt eine kurze Pause ein. So geht das Vertilgungsgeschäft fort Tag um Tag, bis alle Raupen verzehrt oder — bei einer zu großen Menge — die überlebenden Schädlinge zur Verpuppung geschritten sind. Dann trennen sich alle und die Rudude erscheinen wieder in ihrer normalen sehr dünnen Vertheilung in der Gegend. Ist das Raupengefüdel nicht in zu großen Mengen vorhanden, so entfällt selbstverständlich jede Veranlassung für das Zusammentrommeln einer Anzahl Rudude.

Wie oft mag es nun geschehen, daß die rastlose Arbeit, die der Rudud im Vertilgen der Raupen leistet, daß selbst das Zusammenrufen mehrerer Rudude vom Besitzer des bedrohten Waldes übersehen wird — und doch rettete der Rudud die bezüglichen Bestände dadurch, daß er die vom Besitzer nicht einmal geahnte drohende Gefahr der Verwüstung gleich im Keime erstickte.

Bezüglich der Bekämpfung der Rönne erwähnt Dr. Altum eine wohl bereits alte, aber immerhin sehr lehrreiche, von Herrn Eugen v. Homeyer beobachtete Thatsache: In dem zum Gute Darfin in Rommern gehörenden Kiefernstangenorte Herr Homeyer's trat im Jahre 1847 die Rönne schon in bemerklicher Menge, im folgenden Jahre aber weit stärker auf. In keinem der umliegenden Kiefernbestände war diese Raupe zu finden, der Raupenherd bildete sonach einen isolirten Fraßplatz. Im Juli 1848 wurden dort ziemlich viele Rudude bemerkt, welche sich — es hatte der Rückzug dieser Art begonnen — rasch auf schätzungsweise 100 Stück vermehrten. Herr Homeyer schloß 57 dieser Vögel ab, ohne daß während der fortwährend eintretenden Nachzügler eine Abnahme bemerkt werden konnte. Dieser starke Abbruch verschonte die stets hungrigen Fresser keineswegs und erst nach fünfzehn Tagen sehr fleißiger Arbeit verloren sie sich; das ist gerade zu einer Zeit, wo von diesen gefährlichen Raupen keine Spur mehr gefunden werden konnte; mit anderen Worten: nach zweiwöchentlichem Wirken der Rudude war der von der Rönne stark besetzte Kiefernstangenort vollständig gesäubert. Homeyer berechnete die Zahl der in dieser Zeit vertilgten Raupen auf 2880000 Stück. Ähnliche lehrreiche Beispiele der Vertilgung der Eichenprozeßionsspinner, der Kiefernspinner zc. zc. durch den Rudud wurden beobachtet und können durch aufmerksamere Forscher nur bestätigt und erweitert werden. — Albert Jäger.

### Kleines Feuilleton.

t. Was fühlt der Mensch vor dem Erstickungstode? Es ist verschiedentlich darüber geschrieben worden, welche Empfindungen den Menschen vor dem Tode durch Ertrinken befallen, und vor einigen Jahren beschrieb ein englischer Bergwerksaufseher, der beinahe verunglückt wäre, auch, wahrscheinlich als erster Mensch, seine Empfindungen vor dem Erstickungstode. Jetzt schreibt der Aufseher einer Quecksilber-Bergwerks-Gesellschaft aus Californien, Mr. Rearden, an die amerikanische „Mining and Scientific Presse“ von einem ähnlichen Erlebnis. Das höchst interessante Schreiben lautete etwa folgendermaßen: „Ich habe kürzlich Erfahrungen mit Minengasen gemacht, die beinahe zu einem tödlichen Ende geführt hätten. In unseren Bergwerken haben wir zeitweilig mit Schwefelwasserstoff, Chlorgas, Kohlensäure und Sumpfgas zu kämpfen, kürzlich sogar mit allen diesen giftigen Gasen an ein und derselben Stelle. Wir hatten eine Gesteinschicht in Angriff genommen, in der wir außer diesen Gasen etwas Petroleum und einen starken Wasserandrang feststellten. Wir wurden durch die starke Entwicklung von schwefelhaltigen Gasen, die von unseren Bergleuten als „Bojegaugen-Gas“ bezeichnet werden, aus

dem Tunnel hinausgetrieben; dieses Gas macht nämlich die Menschen zeitweilig blind und verursacht große Schmerzen, so lange die Augen durch dasselbe angegriffen werden. Wir mußten also die Arbeit zunächst unterbrechen, um eine künstliche Lüftung der Strede vorzubereiten. Ich und mein Bruder gingen jedoch in den Tunnel hinein, um denselben zu prüfen. Er blieb stehen, um sich, etwa 200 Fuß von dem Ende des Tunnels entfernt, umzusehen, während ich weiter hinaufging, sorgfältig mit einer Kerze längs des Bodens nach Kohlensäure und längs des Daches des Tunnels nach Sumpfgas forschend. Ich konnte mit dem Lichte nichts entdecken, aber wenige Sekunden, nachdem ich das Ende des Tunnels erreicht hatte, wo ein starkes Wasser aus der Schicht drang, hatte ich die Empfindung, von kurzem Athem befallen zu werden. Ich versuchte, die Empfindung zu überwinden, ohne dazu im Stande zu sein. Meine Kerze brannte hell. Ich kehrte um und lief nach der Mündung des Tunnels vielleicht 100 Fuß weit zurück, gleichzeitig meinen Bruder heranzufordern. Dann wurde ich schwach, verlor das Bewußtsein und fiel zu Boden. Ich konnte nicht wieder aufstehen, obgleich ich mich abmühte, es zu thun. Ich hatte genau dasselbe Gefühl wie beim Abprallen, indem ich mich fortwährend zu bewegen versuchte und doch gänzlich unfähig dazu blieb, aber ich fühlte nicht den geringsten Schmerz noch auch ein Gefühl des Hustenreizes oder eines Zuschnürens der Kehle. In diesem Zustande erreichte mich mein Bruder und schleppte mich weiter nach der besseren Luft hin, wo ich mich in 1 bis 2 Minuten erholte. In diesem Falle wurde die Erstickung wahrscheinlich durch Chlorgas veranlaßt. Ich habe einige Male geholfen, Leute, die erstickt waren, aus Bergwerken herauszuschaffen, und habe mich darüber gewundert, daß ihre Gefährter und Stellungen niemals Zeichen von Schmerz oder irgend einem Leiden ausdrückten. Jetzt aber weiß ich selbst, daß ein Bergmann bei hellbrennender Kerze ersticken kann, ohne irgend einen Schmerz zu fühlen, der ihn vor der Lebensgefahr warnte.“ Es ist hier entschieden eine Lücke in der Untersuchung des Wetters in Bergwerken vorhanden, wenigstens Ausdünstungen von Chlorgas zu den Seltenheiten gehören. —

### Kunst.

— In der Wiener Jubiläumsausstellung ist die Prämierung vollzogen worden. 3 Künstler erhielten Ehrendiplome, 20 die große und 39 die kleine goldene Staatsmedaille. Durch ein Ehrendiplom ausgezeichnet wurden der Medaillieur Chaplain (Paris) für seine Medaillen und die Maler Schönleber (Karlsruhe) für das Bild „Niviera di Levante“ und Thaulow (Dieppe in Frankreich) für das Oelgemälde „Alte Fabrik in Norwegen“. Unter den Künstlern, die die große goldene Medaille erhielten, befinden sich von den Deutschen: Bödler (Ruine am Meer), Klinger (Badende, Marmor), Mackensen (Gottesdienst), die Pariser: Bildhauer Rodin (für seine Werke), und die Maler Harrison (Arabia), Melchers (Fechtleister), Carolus-Duran (Erwachen), der belgische Bildhauer Van der Stappen (Die Städte-Erbauer), ferner der Russe Repin (Schiffzieher an der Wolga) und der Bildhauer Antokol'sky (Mephistopheles) und die Engländer Abbey (Hamlet), Gader (Kloster oder Belt), und Ford (Echo, Gipsstatue). —

### Aus der Pflanzenwelt.

— Arosgewächse. In den Schaufenstern der Blumenläden treten jetzt neben den Rosen hier und da auch ganz eigenthümliche „Blumen“ auf, die durch ihre bizarre Form selbst noch die Orchideen übertreffen. Auf langem, dünnem Stiele sitzt ein bald größeres, bald kleineres, dickfleischiges Blatt, entweder lebhaft scharlachroth gefärbt, oder rosa, oder weiß und rosa gesprenkelt, meist mehr oder weniger zurückgebogen und dann nicht selten einer ausgebreiteten Zunge gleichend. Ueber dies Blatt hinaus setzt sich der Stiel, mehr oder weniger verdickt, bald mehr gerade, bald wie ein übermüthiges Schweinegeschwänzchen gedreht, nicht selten zweifarbig gefärbt, fort. Das ist die ganze „Blume“. Hört man die Bestimmungsbefehle der Laien vor dem Schaufenster, dann heißt es unter hundertmalen sicher neunzigmal, das ist eine Orchidee. Das ist bezeichnend für die Orchideenfamilie, alles, was von der gewöhnlichen Blütenform abweicht, ist der Laie nur zu sehr geneigt, für eine Orchidee zu halten. Diesmal stimmt die Sache aber doch nicht. Die „Blume“ ist überhaupt keine Blume, sondern ein ganzer Blütenstand mit dem lekten Blatte. Die Blüten sind unansehnlich, klein, in dem verdickten Kolben jenseits des Tragblattes eingesenkt. Eine nicht selten in Kultur befindliche Pflanze, die Calla, zeigt ähnliche Verhältnisse. Auch bei ihr sehen wir ein großes, hier weiß gefärbtes Blatt, das unter einem Kolben steht, der die kleinen Blüthen trägt. Beide Pflanzen sind entfernte Verwandte, Arosgewächse. Die oben besprochenen Blütenstände stammen von südamerikanischen Arosgewächsen aus der Gattung Anthurium und zwar die großen mit geraden Kolben von Anthurium Andreanum, die kleineren mit den gedrehten Kolben Anthurium Scherzerianum. Während erstere Pflanze nur im feuchtwarmen Gewächshause gedeiht, läßt sich letztere ohne große Mühe auch frei im Zimmer kultiviren, wo sie auch bei sorgfamer Pflege dankbar blüht. Während eine Lilie oder Tulpe für jede einzelne Blüthe einen mächtigen Schauapparat entwickelt, durch den sie Insekten auf sich aufmerksam machen, begnügen sich die Arosgewächse mit einem aus einem einzigen Blatt bestehenden Schauapparat für einen ganzen Blütenstand, der mindestens ebenso wirksam ist. Viele im düsteren Schatten sumpfiger Wälder und auf feimigen Halden wachsende Arosgewächse färben aber ihren Schau-

Apparat nicht leuchtend, sondern tönen ihr in düsteren, meist sammetglänzenden, röthlichbraunen Farben. Als Anlockungsmittel dient ihnen nicht die Farbe, sondern der Duft. — (Voss. Jg.)

### Bergbau.

io. Die Goldlagerstätten Sibiriens wurden in einem kürzlich veröffentlichten Aufsatze von Lebat besprochen. Wenn man auf der Karte sämmtliche Pläze verzeichnen könnte, wo in Sibirien Gold gefunden wird, so würde man die Vorstellung erhalten, als ob Sibirien das goldreichste Land der ganzen Welt wäre. Das kann vielleicht auch der Fall sein, nach der gegenwärtigen Kenntniß aber muß man annehmen, daß das Gold zwar auf eine ungeheuer große Fläche daselbst verbreitet ist, aber nicht in großem Reichthum an den einzelnen Stellen vorkommt. Die Bedeutung Sibiriens, wo in den letzten Jahren ein Goldfund dem andern folgte, ist in dieser Beziehung sicher noch nicht halb so groß, wie diejenige des Ural. Die goldhaltigen Ablagerungen des Ural sind diejenigen, die zuerst entdeckt und am frühesten bearbeitet wurden, und man kann sie daher, wie es die „Berg- und Hüttenmännische Zeitung“ thut, als die Wiege des Goldbergbaues in ganz Rußland bezeichnen. Vom Ural östlich ist aber eine ununterbrochene Reihe goldhaltiger Ablagerungen zu verfolgen, die sich in merkwürdiger Gleichartigkeit über die ungeheure Länge von über 7000 Kilometer erstrecken. Das Muttergestein des Goldes sind alte Bildungen: Thonschiefer, Glimmerschiefer und alte Ergußgesteine, der Ursprung des Goldes selbst ist danach mindestens so alt wie die Periode der Erdgeschichte, die mit dem Namen Silur belegt ist. Daneben giebt es freilich noch zahlreiche Goldablagerungen späterer Entstehung, die aber erst durch Verschleppung des löslichen Metalls aus seinen ursprünglichen Nestern durch die fließenden Gewässer geschaffen wurden und sich deshalb in den Flußthälern finden, deren Verlauf in Sibirien wahrscheinlich in den letzten Jahrtausenden sich nur wenig geändert hat. Neben dem Golde finden sich hier noch die Ueberreste des Mammuth, des Rhinoceros und anderer Thiere, die die Genossen des ältesten Menschen waren. Ganz anders übrigens ist das Vorkommen der goldhaltigen Sande in Kalifornien, wo die goldführenden Flüsse früherer Zeitalter in ganz anderen Betten flossen als die heutigen Ströme des Landes. Die Erforschung der sibirischen Goldlager, die mit der zunehmenden Erschließung des Landes infolge der transsibirischen Eisenbahn ohne Zweifel schnell fortschreiten wird, wird für die Geologie äußerst interessante Ergebnisse liefern. Besonders wichtig ist die Frage, ob diese einander so ähnlichen Goldlager des ganzen gewaltigen Gebietes auf die gleiche Weise entstanden sind und wie diese Entstehung zu denken ist. Vorläufig ist der Goldbergbau Sibiriens noch sehr weit zurück, denn an den meisten Stellen hat man nur erst durch Schürfen festgestellt, daß überhaupt Gold in abbaubarer Menge vorhanden ist. In dem ganzen goldreichen Transbaikalien z. B. giebt es erst zwei Hochwerke und nur an einer einzigen Stelle hat man bisher versucht, weiter in die Tiefe der Erdrinde hinabzusteigen. Verschiedene Anzeichen sprechen dafür, daß das sibirische Gold auf ähnliche Weise seine Entstehung genommen hat wie das uralische. Es drang mit feurig-flüßigem Gestein und wahrscheinlich in einer Verbindung mit Schwefelkies aus dem Erdinnern herauf und wurde bei der Verührung mit der Oberfläche von den übrigen Bestandtheilen gesondert, indem sich das begleitende Eisen an der Luft oxydirte. Dann sammelte sich das freigewordene Gold zusammen mit der zu Quarz erstarrenden Kieselsäure in den Spalten, die entweder durch die Abkühlung des vulkanischen Gesteins in dieses hineingerissen oder auch durch den Ausbruch desselben geschaffen wurde. Mit dieser Annahme stimmt die Thatsache überein, daß das gediegene Gold in den Gängen sowohl des Ural als von Ostibirien nur in der Nähe der Oberfläche vorkommt. —

### Technisches.

— ss. — **Lichttelegraphie auf amerikanischen Kriegsschiffen.** Den Amerikanern ist jetzt durch den Ingenieur C. B. Doughton ein Verfahren zur Telegraphie auf dem Meere von einem Schiff zum andern geschenkt worden, das nicht nur für sie von bedeutendem Werthe sein muß, sondern auch in allen Marinen der Welt die höchste Beachtung verdient. Schon vor etwa drei Jahren veröffentlichte der genannte Ingenieur ein System der Telegraphie unter Anwendung elektrischer Lampen, jetzt aber ist die Erfindung, die als Telephotos bezeichnet wird, erst zur eigentlichen Vollkommenheit gediehen. Der Apparat ist auf verschiedenen amerikanischen Kriegsschiffen bereits in Versuch genommen und hat sich derart bewährt, daß das Marine-Departement beschlossen hat, sämmtliche Kriegsschiffe damit auszurüsten. Der Telephotos besteht aus einer Reihe von vier Doppellampen, die senkrecht von Drahtseilen herabhängen, deren oberes Ende auf einen Mast aufgestützt werden kann, während das untere Ende an Deck des Schiffes befestigt wird. Die Laternen sind von Glühlampen erleuchtet: die obere Hälfte durch je 3 Lampen, umgeben von kräftigen weißen Linien, die untere Hälfte durch je 4 Lampen in kräftige rothe Linien eingeschlossen, so daß also jede Laterne in erleuchtetem Zustande eine obere weiße und eine untere rothe Hälfte zeigt. Der elektrische Strom wird den Lampen durch ein isolirtes Kabel zugeführt, das die unterste Lampe mit der Kommandobrücke verbindet. Auf letzterer steht eine Tastatur, auf der ein geübter Telegraphist die einzelnen

Buchstaben fast ebenso schnell und auf dieselbe Weise angeben kann wie auf einer Schreibmaschine. Durch eine selbstthätige Anordnung erscheint für jeden Buchstaben eine besondere Zusammenstellung der 4 weißrothen Laternen, ebenso für jede Zahl, so daß jedes beliebige Wort und jede beliebige Zahl in großer Schnelligkeit signalisirt werden kann. Es ist auch noch die Sicherheitsmaßregel getroffen, daß beim Herunterdrücken einer Taste alle übrigen Tasten festgelegt werden, damit nicht etwa nebenbei noch ein anderer Buchstabe angeschlagen werden kann, der das Signal verwirren würde. Ferner kann jede einzelne Taste etwas zur Seite gedreht werden, worauf sie heruntergedrückt bleibt und infolge dessen auch das entsprechende Signal so lange sichtbar bleibt, bis die Taste wieder freigegeben wird. Auf diese Weise können sowohl gewöhnliche Befehle in den üblichen Buchstaben telegraphirt als auch chiffirte Depeschen oder besonders verabredete Zeichen gesandt und ausgetauscht werden. —

### Humoristisches.

— Aus Hamburg. Lieutenant: „Wirklich schenslich, daß es ja kein Mittel giebt, diese Kerle am Auswandern zu hindern!“ — Gewerführer: „Ja, Herr, ein Mittel gibt es wohl. Soll id et Sei jegen?“ — Lieutenant: „Na?“ — Gewerführer: „Madjen Se Amerika preußisch un Sei jüllen mal seihn, et geist keen Minich mehr hen!“ —

— Die Hauptsache. Pfarrer: „Also zu einer glücklichen Ehe gehören vor allem: Ein reines Herz, ein frommer Sinn, ein fester Glaube und — wie meinen Sie, Herr Meier?“ — Herr Meier: „Und a Geld!“ — Pfarrer: „Ach, das versteht sich doch von selbst.“ — (Simplicissimus.)

— Seltsame esthische Familiennamen hat ein Freund humoristischer Statistik kürzlich in der Straßburger Versicherungsanstalt zusammengestellt. Unter den Namen finden sich: Eiel, Jagdenjuch, Schlagdenhausen, Kusdermayer, Schust, Streckdenjäger, Hundertjund, Ehrenped, Krautwurst, Käebier, Falkensgeiß, Dapdenwefel, Faulhimmel, Hundgeburt, Hajeisrag, Schweinshaut, Hühnerfüß, Dirrschnabel, Taubenest, Mondloch, Bleilasten, Umbdenstod, Hundertmaack und Tausendmaack. —

### Vermischtes vom Tage.

— Der Schöpfer des Kriegerdenkmals in Ertner, Bildhauer Wolff in Berlin, hat sämmtliche 88 Mitglieder des dortigen Landwehrovereins wegen einer Restforderung auf das Denkmal in Höhe von 2150 M. verklagt. —

— Vier neue Häfen baut man in Hamburg auf der Elbinsel Kuhwärder, drei für Seeschiffe, einen für Flußfahrzeuge. An seinem östlichen Ende ist jeder der Seeschiffhäfen mit einer gewaltigen Schleuse abgeschlossen, um auch den Verkehr mit der Flußschiffahrt zu ermöglichen. Im übrigen werden die neuen Häfen in ihrer ganzen Ausdehnung mit Staimauern und Eisenbahngleisen versehen. Die Bauzeit ist auf 4 1/2—5 Jahre bemessen. —

— Nach dem milden Winter ist in diesem Jahre die Schneedenplage auf den Gemüseseldern und in den Obstgärten groß. Ein guter Bundesgenosse im Kampfe gegen sie sind die Enten, für die die Schneeden eine besondere Delikatesse bilden. —

— Montag Abend stießen im Bahnhofe Alach bei München zwei Güterzüge zusammen. Ein Bremser wurde getödtet, ein Zugführer und ein Viehwärter verlegt. —

— Ein großes Musikfest wird für Juli 1899 in München geplant. —

— In Mülhausen i. Elz. sollte ein Mann, der dort vor einigen Tagen eine Frau ermordet hatte, festgenommen werden. Er gab auf die Schußleute vier Revolverkugeln ab und jagte sich dann selbst einen Schuß in den Kopf. —

— Ein „Meisterdieb“ — so bezeichnete er sich selbst — ist jetzt in Wien verhaftet worden. Nicht weniger als 131 Einbrüche hat er im Verlaufe eines Jahres ausgeführt. Er hielt seiner Geliebten eine Sommerwohnung. Sein Gedächtniß ist so scharf, daß er sich jedes einzelnen Einbruchs genau erinnert. Die unglaublichsten Dinge trug er mit sicherer Dreistigkeit am hellen Tage davon. —

— Im Vorstadt-Theater zu Anderlecht (Brüssel) schossen während eines Militärstückes mehrere Statisten aus geladenen Flinten. Ein Zuschauer wurde getödtet, mehrere schwer verwundet. Man glaubt, daß ein Nachsekt eines entlassenen Statisten vorliegt. —

— In den letzten Tagen entluden sich über ganz Bulgarien schwere Gewitter. An vielen Orten traten Ueberschwemmungen, Häuser- und Brückeneinstürze, Telegraphenunterbrechungen ein. Die Ernte wurde gefährdet. —

— Pudel sind in China unbekannt. In der „Köln. Volkszeitung“ wird erzählt, daß der europäische Pudel eines Lieutenants sogar den Eingeborenen Schreden einflößt. Sie halten das schwarze, zottige Thier für einen Bären; andere fragen, was dies doch für eine Bestie wäre, und schütteln ungläubig die Köpfe, wenn man ihnen sagt, dies sei ein Hund. —